Brigitte Weinhardt

Als ich 1943 geboren wurde, hatte der Zweite Weltkrieg bereits seine schreckliche Endphase erreicht. Schon waren die ersten deutschen Städte im Bombenhagel der Alliierten in Schutt und Asche gesunken und hatten die Zivilbevölkerung unter sich begraben. Auch das Heimatdorf meiner Mutter, Griesheim, in deren Elternhaus ich geboren wurde, wurde nicht verschont. Ich war drei Monate alt, als es am Heiligen Abend des Jahres 1943 bombardiert wurde und viele den Tod fanden. Ein Tag der Trauer war auch mein erster Geburtstag, an dem 1944 das nahe Darmstadt bombardiert wurde und weit mehr als 10.000 Menschen das Leben kostete.

Wir überlebten den Krieg wie durch ein Wunder. Trotz der bedrückenden Situation, auch in den Jahren danach, taten meiner Eltern und Großeltern das Menschenmögliche, um meinem Bruder Günther, der 1946 geboren wurde, und mir eine unbeschwerte Kindheit zu schenken.

In meiner Kindheit bestand die schulische Erziehung im Regelfall aus dem Besuch der achtjährigen Volksschule. Der Besuch eines Gymnasiums blieb zumeist den Kindern, deren Eltern selbst eine höhere Bildung besaßen, vorbehalten. Auch in meiner Familie gab es keine Vorbilder, die bereits ein Gymnasium besucht oder gar ein Studium absolviert hatten. Ich aber hatte das Glück, nach der Grundschule neun Jahre lang ein Gymnasium für Mädchen besuchen zu dürfen. Koedukation war damals noch ein Fremdwort. Ich hätte mir keine bessere schulische Ausbildung und Förderung durch meine Lehrerinnen und Lehrer wünschen können, und dies nicht nur als Mädchen, sondern auch als Kind einer Familie, die man heutzutage „bildungsfern“ nennt. In den letzten drei Schuljahren lag sogar der Schwerpunkt der Ausbildung auf Mathematik und den Naturwissenschaften, und dies auf hohem Niveau.

Am Tag meines Abiturs

Nach dem Abitur beschloss ich in Darmstadt an der Technischen Hochschule Chemie zu studieren. Erstens war die Universität nicht weit von Griesheim entfernt, was mir ermöglichte, bei meiner Familie wohnen zu bleiben. Eine eigene Wohnung wäre sowieso nicht finanzierbar gewesen. Zweitens gab es in der Umgebung große Chemiefabriken, in denen ich einen sicheren und gut bezahlten Arbeitsplatz nach dem Studium erhoffen konnte. Es gab aber auch weitere „snobistische“ Gründe: Erstens wurde man zu dem Studium der Chemie an der Technischen Hochschule Darmstadt nur mit einem hervorragenden Abiturzeugnis zugelassen. Zweitens wollte ich unbedingt ein Studienfach, dessen Bewältigung man einer Frau nicht zutraute. Ich war tatsächlich die einzige Chemiestudentin in meinem Studienjahr, wurde aber nie diskriminiert. Meine Professoren behandelten mich immer fair, obwohl es bestimmt welche gab, denen mein Vorstoß in eine Männerbastion nicht geheuer war. Zum Beispiel wollte mir ein alter Professor, mit dem Argument, die Industrie wäre noch nicht dazu bereit, auch einer Frau die Chance zu einer Karriere zu geben, das Studium ausreden. Stattdessen sollte ich lieber Lehrerin werden, was ich aber strikt ablehnte. Der Professor nahm mir meine Widerspenstigkeit nicht übel.

Gerne erinnere ich mich an meine letzten Studienjahre als Diplomandin und Doktorandin am Institut für Kernchemie der TH Darmstadt. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Chemie „heißer“ Atome war nicht nur interessant, sondern wurde auch über ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert.

Alle hochfliegenden Zukunftspläne von der großen Karriere in der Industrie lösten sich in Nichts auf, als ich meinem späteren Ehemann Hans Weinhardt begegnete, ihn 1973 heiratete

Mit zwei akademischen Lehrern auf einer Party

und ihm in seine Heimat Österreich folgte. Im Gegensatz zu Deutschland verfügt Österreich nicht über eine chemische Großindustrie. Mein langes und erfolgreich abgeschlossenes Studium feite mich nicht vor einer langwierigen und frustrierenden Arbeitssuche. Mir wurden in unserem Wohnort Graz nur zeitlich befristete Arbeitsstellen als wissenschaftliche Mitarbeiterin an Universitäts-instituten angeboten. Keine dieser Arbeitsstellen hatte auch nur den Hauch einer Zukunftsperspektive. Erschwerend kam noch dazu, dass mein Mann und ich nicht auf unseren Kinderwunsch verzichten wollten.

Im Rückblick bin ich überzeugt, ich hätte mich beraubt, hätte ich aus Angst vor einem Karriereknick auf unsere 1976 geborene Tochter Anne verzichtet, insbesondere, da sie in keiner Phase ihres jungen Lebens eine Belastung. Dafür sorgte nicht zuletzt ihre Kinderfrau, die unser Kind zu Hause liebevoll umsorgte, während ich meinem Beruf nachging. Auch mein Kummer, dass sie bei ihrer späteren Lebensplanung sich nicht zu einem Abklatsch von mir entwickelte und dabei oft auf meinen vehementen Widerspruch stieß, ist schon längst vergessen.

Auf der Jobsuche bewarb ich mich dann in meiner Not als Reaktion auf eine Ausschreibung der Montanuniversität Leoben, der kleinsten unter den österreichischen technischen Universitäten. Nicht einmal die Entfernung von 70 km zwischen Graz und Leoben und die Aussicht, an Arbeitstagen etwa zwei Stunden auf der Eisenbahn verbringen zu müssen, schreckten mich ab. Man suchte für ein gerade neu gegründetes Institut auf dem Gebiet Erdölwesen einen wissenschaftlichen Mitarbeiter. Da der OPEC-Ölschock 1973 nur wenige Jahre zurücklag und deshalb die Steigerung der Entölung der Lagerstätten (damals im weltweiten Mittel nur 30 % des originalen Ölinhalts) durch Einsatz von Chemikalien hoch im Kurs stand, sprach die Stellenausschreibung explizit Chemiker an.

Ohne auch nur die geringste Ahnung von Reservoir Engineering (in unbeholfener deutscher Übersetzung „Lagerstättenphysik und –technik“) zu haben, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sprach in Leoben vor. Ich wurde auf der Stelle engagiert!

Anfangs fand ich großen Gefallen an der Lebendigkeit von Traditionen aus dem 19. Jahrhundert an der Montanuniversität. Mit der Zeit allerdings wuchs die Enttäuschung darüber, dass sich die Beibehaltung von Traditionen auf zu viele Bereiche erstreckte. Jeder Modernisierung von Abläufen an der Universität oder gar einer Studienreform gingen langwierige Auseinandersetzungen im Senat voraus. Dabei zogen der Institutsvorstand Professor Heinemann und ich dabei oft den Kürzeren und konnten unsere Anträge zu Innovationen nicht auf Anhieb durchbringen.

Zu Beginn meiner Tätigkeit an der Montanuniversität war es mir auch total entgangen, dass es mich in eine Männerwelt verschlagen hatte, denn ich arbeitete an einem Universitätsinstitut, dessen Vorstand mich förderte. Erst im Rahmen meiner Habilitation Mitte der 1980er Jahre

© 2025 GDCh-Fachgruppe Seniorexperten Chemie (SEC)

machte ich die bittere Erfahrung, wie hart der Kampf einer Frau um ihren Aufstieg an einer von Männern dominierten Universität in Österreich werden kann.

Was ich an der Montanuniversität stets besonders schätzte, war ihre Überschaubarkeit, die mir ein Naheverhältnis zu meinen Studenten ermöglichte. Sie wurden so etwas wie meine Söhne und Töchter, auf deren späteren beruflichen Erfolg ich sehr stolz bin.

Die große wissenschaftliche Karriere blieb mir versagt, doch dies war meine eigene Entscheidung. Vielleicht waren mein Hang zu Teamwork und das Fehlen eines Ehrgeizes, der bei auch vor Rücksichtslosigkeit nicht zurückgeschreckt wäre, sowie mein persönlicher Stellenwert des Familienlebens weibliche Charaktereigenschaften. Außerdem war ein Grund, warum ich, wenn gefordert, sofort ins zweite Glied zurück trat, wohl auch meine Angst, die eigenen Talente zu überschätzen und sich damit lächerlich zu machen.

In den ersten Jahren meiner Tätigkeit in Leoben war an ernsthafte Laborforschung nicht zu denken, denn die Ausstattung unseres Instituts nur bestand nur aus Büromobiliar und ganz wenigen Terminals, die an den Zentralcomputer angeschlossen waren. Trotzdem gelang es mir mit Zustimmung von Professor Heinemann Mitte der 1980er Jahre eine Habilitationsschrift über das Phänomen der Restölsättigung in Lagerstätten anzufertigen, um die Dozentur zu erlangen. Da wurde mir zum ersten Mal schmerzlich bewusst, in welche Schlangengrube ich geraten war. Obwohl drei positive Gutachten von ausländischen Professoren vorlagen, versuchten fast alle Professoren in meiner Habilitationskommission, meine Habilitation zu verhindern. Welche Motive sie hatten, blieb unklar, doch sie waren wohl weniger in meinem Geschlecht begründet als in ihrer Abneigung gegenüber meinem Mentor Professor Heinemann, der sich bereits bei seinen Kollegen mit vielen innovativen Ideen unbeliebt gemacht hatte. Erst nach fast zweijährigem Kampf wurde ich 1987 als zweite Frau in der Geschichte der Montanuniversität habilitiert.

Die schlechten Erfahrungen hatten mich verändert. Nachdem ich mich vorher nie für Hochschulpolitik interessiert hatte, wurde ich nun in dieser Hinsicht aktiv. So unterstützte ich Professor Heinemann in der Studienkommission für Erdölwesen, als es um eine weitgehende Studienreform als Voraussetzung für ein internationales Studienprogramm-ging. Gegen den großen Widerstand vieler seiner Kollegen konnte Professor Heinemanndie Verwendung von Englisch als Unterrichts- und Prüfungssprache an unserem Department durchsetzen. Die spätere Entwicklung durch die Begeisterung unserer Studenten über die internationale Öffnung gab ihm später recht. Die Partnerwahl für internationale Kooperationen in Übersee fiel auf die Colorado School Of Mines (CSM) in Golden, Colorado, U.S.A. Bei der Begegnung von Professor Heinemann mit Dr. Fred H. Poettmann, damals Professor an der CSM im Jahr 1989, wurde die Idee von einem Internationalen Studienprogramm in Petroleum Engineering geboren. Die CSM blickte auf eine ähnliche Geschichte und Entwicklung wie die Montanuniversität zurück. Anfänglich konzentrierten sich beide Universitäten in Forschung und Lehre allein auf regionale Probleme im Zusammenhang mit der Aufsuchung, dem Abbau und der Verarbeitung von mineralischen Rohstoffen. Danach wandelten sich beide Universitäten zu hoch spezialisierten technischen Institutionen von internationaler Reputation.

Trotz der Ähnlichkeiten beider Universitäten war der Erfolg der Kooperation keine Selbstverständlichkeit. Die signifikanten Unterschiede zwischen den Ausbildungssystemen in den

© 2025 GDCh-Fachgruppe Seniorexperten Chemie (SEC)

Als Vizerektorin an der Colorado School of Mines

U.S.A. und Österreich waren bei der Vorbereitung eines offiziellen Übereinkommens sehr schwierig zu bewältigen. Letzten Endes war es dem persönlichen Engagement der Fachprofessorinnen und -professoren beider Universitäten und dem Interesse der Führungselite der CSM an dem Projekt zu verdanken, dass das erste Übereinkommen für ein internationales Studienprogramm Petroleum Engineering im Oktober 1991 in Kraft treten konnte. Um das Rahmenabkommen zwischen den beiden Universitäten mit Leben zu erfüllen, war eine Koordination auf beiden Seiten ganz wichtig. Am Petroleum Engineering Department der CSM übernahm meine Freundin, Frau Professor Ramona M. Graves diese Aufgabe, während ich die Koordinatorin an der Montanuniversität wurde. Im Jahr 2002 wurde in Golden vom damaligen Präsidenten der CSM, Dr. John U. Trefny, und unserem damaligen Rektor Dr. Wolfgang Pöhl eine Erneuerung des Übereinkommens unterzeichnet. Ein wichtiger Grund hierfür war die Einführung des Angebots eines doppelten Diploms, das wir Corporate Degree nannten, weil es die Möglichkeit schuf, gleichzeitig an der CSM als Master of Science und an der Montanuniversität als Diplomingenieur abzuschließen.

Meine erste Funktion in der Hochschulpolitik war die der Sprecherin der Universitätsassistenten an der Montanuniversität. Als ein neues österreichisches Universitätsgesetz verabschiedet wurde, sah ich meine große Chance und kandidierte 1995 für die Position des Vizerektors, zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit und internationale Beziehungen in der Lehre. Im Jahr 1995 wurde ich zum ersten Mal zur Vizerektorin gewählt und blieb es durch eine Wiederwahl bis 2003.

Die Zusammenarbeit mit den beiden Rektoren, denen ich in diesen Jahren zur Seite stand, war hervorragend und tröstete mich über viele Frustrationen wegen der Borniertheit vieler Professoren hinweg. Auf jeden Fall bereiteten mir meine engen Kontakte zu jungen Menschen und den neuen Freunden an ausländischen Partneruniversitäten sowie mein Erfolg große Freude. Deshalb galt unseren ausländischen Studierenden schon immer meine besondere Anteilnahme. Da das traditionelle Studienangebot der Montanuniversität Leoben seit jeher insbesondere solche anlockte, in deren Heimatländern die Gewinnung und Aufbereitung von Rohstoffen von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung sind, kamen sie oft aus armen Entwicklungsländern zu uns, mit wenig mehr im Gepäck als die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Ebenso schlimm wie die finanzielle Notlage war immer auch die soziale Isolation ausländischer Studierenden in der Kleinstadt Leoben. Nach meinem Gefühl verschlechterte sich die soziale Einbindung unserer ausländischen Studierenden sogar zusehends. Das wachsende Misstrauen ihnen gegenüber wurde genährt durch die zunehmende Anzahl von Pressemeldungen über Festnahmen von afrikanischen Drogendealern in österreichischen Großstädten. Und nach dem Attentat auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 geriet sowieso jeder arabisch aussehende Student schnell in Verdacht, ein „schlafender" Terrorist zu sein. Als Vizerektorin unserer Universität setzte ich alles daran, um diesem Misstrauen entgegen zu arbeiten. Da Fremdenfeindlichkeit besonders gut gedeiht, wenn es zu keinen persönlichen Begegnungen kommt und man in Unkenntnis über Land und Leute in den Herkunftsländern der fremden Gäste lebt, wurde die Idee von Fest der Nationen geboren. Meine

© 2025 GDCh-Fachgruppe Seniorexperten Chemie (SEC)

Idee war, die Einheimischen durch ein reiches Angebot an kulinarischen Köstlichkeiten, Kunsthandwerk und Informationsbroschüren aus den verschiedenen Heimatländern unserer Studenten anzulocken. Als zusätzliche Attraktion war ein reiches Programm an Tanz- und Gesangsdarbietungen geplant. Und der Plan ging auf. Im Juni 2002 fand das erste Fest der Nationen statt und wurde auf Grund seines großen Erfolgs in 2003 und 2004 wiederholt. Leider wird es seit dem Ende meiner Amtszeit als Vizerektorin nur noch jedes zweite Jahr veranstaltet.

Nach acht Jahren als Vizerektorin folgte ich Professor Heinemann in der Leitung des Petroleum Engineering Departments mit seinen drei Lehrstühlen und wurde als erste Frau an der Montanuniversität Leiterin eines Departments. Ich blieb bis Ende 2005 in dieser Funktion und war stolz auf meinen Erfolg. Die Ernüchterung erfolgte, als die Zusammenlegung der drei Lehrstühle meines Departments mit weiteren Lehrstühlen zu dem größeren Department Natural Resources and Petroleum Engineering beschlossen und die Leitung des neuen Departments einem Kollegen übergeben wurde. Professor Heinemann war bereits Emeritus und konnte nicht verhindern, dass ich nicht zu einer Kandidatur aufgefordert und schon gar nicht zu einem Hearing zwecks kritischer Bewertung meiner Qualifikationen eingeladen wurde. Ich empfand mit Recht die ganze Vorgangsweise als krasse Diskriminierung einer Frau. Noch dazu verstieß sie gegen das österreichische Universitätsgesetz, das für die Besetzung einer Stelle bzw. einer Funktion vorschrieb, bei gleicher Qualifikation eine Frau zu bevorzugen, solange der Anteil der Frauen nicht 40 % beträgt. Außerdem war ich überzeugt, dass meine Qualifikation wesentlich größer gewesen war als die des Kollegen, der das Rennen machte. Wie auch immer, ich wehrte mich nicht gegen die Entscheidung der Universitätsleitung und resignierte, da meine Pensionierung (2008) näher rückte.

© 2025 GDCh-Fachgruppe Seniorexperten Chemie (SEC)